Mit Feuer und Schwert.

Von Henryk Sienkiewicz.

(9. Fortsetzung).

Und Helena begann zu weinen und konnte sich lange nicht beruhigen. Die Anstrengungen des Herrn Zagloba, sie zu trösten, waren vergeblich.

„Nun," sagte er schließlich, „die Gäule haben ausgeruht, wir haben keine Zeit zu verlieren, machen wir uns so auf den Weg."

Sie setzten sich wieder in Galopp und ritten gegen eine halbe Meile ohne anzuhalten, plötzlich tauchte vor ihnen irgend ein Reiter auf.

Es war dies ein vor den Metzeleien sich flüchtender Edelmann. Als er an unseren Reisenden vorbeigeritten war und Zagloba in ihm einen Bekannten entdeckte, hielt er ihn an.

„Und wohin führt Euch Gott?"

„Herr! Kehrt auch Ihr um! Ein wahres Gottesgericht! Czehryn ist schon von den Zaporoszer Kosaken eingenommen. Die Bauern metzeln den Adel nieder.

Fliehet, denn es ist keine Zeit zu verlieren."

Dies sagend schlug er nach dem Pferde mit der Reitpeitsche und sprengte davon, als jagte man ihm nach.

Herrn Zagloba traten die Augen heraus, er machte den Mund auf und war so perplex, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Nun," sagte er, nachdem er sich einigermaßen gefaßt hatte, „das ist eine Bescherung! Ich habe mich aus verschiedenen Verlegenheiten herausgefunden, aber in einer solchen bin ich noch nie gewesen. Vorne Chmielnicki, im Rücken Bohun, und unter solchen Umständen ist weder mein Vorder- noch mein Hinterteil und auch mein ganzes Fell keinen alten Heller wert. Es scheint, daß ich eine Thorheit begangen habe, nicht nach Lubnie zu flüchten, aber jetzt ist keine Zeit mehr darüber zu reden. Pfui! meine ganze Erfindungsgabe ist jetzt nicht so viel wert, damit die Stiefel auszuschmieren. Was beginnen, wohin sich begeben? In dieser ganzen Republik scheint kein Winkel mehr zu sein, wo der Mensch eines natürlichen Todes sterben könnte."

„Herr," sagte Helena, „flüchten wir nach Zolotanosze, dort sind meine Brüder, vielleicht wird von ihnen welche Rettung kommen."

„Nach Zolotanosze? Warte... aber dorthin ist ja weit, weiter als nach Czerkasy. Was unternehmen? Wenn es nicht möglich ist, anderswo, flüchten wir dorthin. Man muß aber die Chaussee verlassen; es ist sicherer durch Wald und Steppe.

Und so ritten sie von der Landstraße auf die Steppe und tauchten im hohen Grase unter. Herr Zagloba gewann seine gute Laune wieder und unterhielt Helena durch Gespräch und Scherze. Die Fürstin, von den schrecklichen erfahrenen Eindrücken und von der Reise ermüdet, ob der Zukunft beunruhigt, ließ ihn reden, hörte aber gleichgültig zu. Die Reise war übrigens nicht ohne Gefahr. Einmal beispielsweise begegneten sie vier Bauern, die sich mit kecken Mienen und augenscheinlich nichts gutes im Schilde führend, ihnen näherten. Herr Zagloba begann aber ihnen solch furchtbare Dinge vom Fürsten Jeremi zu erzählen, daß sie sofort demütiger wurden und sich aus dem Staube machten.

Des Abends von der Tagesreise über Steppen, Gestrüpp und Sümpfe ermüdet, ruhten unsere Reisenden auf einem trockenen von Eichenholz bestandenen Wegrand aus und nahmen Nahrung zu sich; Herr Zagloba hatte nämlich vor der Abreise aus Rozlogi nicht vergessen, Mundvorrat mitzunehmen. Die abgesattelten und gefesselten Pferde weideten neben ihnen. Nach dem Mahl sammelte Herr Zagloba trockenes Laub, bereitete daraus ein Lager, bedeckte es mit den Schabracken, breitete darüber einen Mantel und legte seine Reisegefährtin schlafen.

„Lege Dich," sagte er, „und schlafe, denn Du hast nichts Besseres zu tun. Der Tau wird Dir die Augen ausspülen, das ist gut. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Helena kniete nieder und betete lange, die Augen zu den Sternen emporschlagend, und Herr Zagloba nahm einen Sattel und trug ihn nach einer Stelle unweit, wo er sich eine Schlafstätte ausgesucht.

Helena konnte lange nicht einschlafen. Die Vorfälle der verflossenen Nacht erschienen ihr im Gedächtnisse, aus der Dunkelheit tauchten die Gestalten der Ermordeten, der Muhme und der Brüder auf, sie sah Bohuns blasses Gesicht und seine auf sie gehefteten Augen. Es bemächtigte sich ihrer eine unaussprechliche Angst.

Gegen Morgen erweckte Zaglobas Stimme: „Daß Hunde Euch auffressen, daß man Euch das Fell schinde."

„Was ist geschehen?" fragte das Mädchen.

„Wölfe haben die Pferde zerfleischt."

„Was werden wir jetzt beginnen?"

„Was wir beginnen werden? Weiß ich es? Das ist die helle Verzweiflung. Der Teufel verfolgt uns offenbar, was auch nicht zu verwundern ist, denn er muß Bohuns Freund oder gar sein Verwandter sein. Was wir beginnen werden? Wenn ich es weiß, mag ich mich in ein Pferd verwandeln; so wirst Du wenigstens was haben, worauf Du reiten kannst."

„Wir werden zu Fuß gehen..."

„Wir werden nach Bauernart reisen. Obwohl das leicht gesagt ist, denn der erste beste Bauer kann eine Schindmähre auftreiben und nur Hunde gehen zu Fuß. Und so ist uns das Schlechteste, was uns zustoßen konnte, passiert. Wenn es nicht angenehm ist, selbst beritten zu flüchten, so ist's zu Fuß schon das Allerletzte."

Sie gingen aber zu Fuß, denn es gab kein anderes Mittel, gegen Mittag machten sie, um auszuruhen, Halt und sie vernahmen menschliche Stimmen. Es war dies ein blinder Bettelgreis mit einem Theorban, ein halbwüchsiger Junge führte ihn.

Als sie näher kamen sagte Zagloba: Gelobet sei Gott!"

„In alle Ewigkeit", antwortete der Alte.

„Und nach Zolotanosze kann man auf diesem Wege kommen?"

„Ja, Herr."

Plötzlich packte Herr Zagloba den Burschen am Genick.

„He, Ihr Hallunken, Diebe, Lumpen, Ihr geht auszuspähen, überredet die Bauern, zu rebellieren! He, Fedor, Maxim, packt sie, knüpft sie auf, oder ertränkt sie, schlagt sie tot, das sind Rebellen, Spione!"

Er begann den Knaben immer stärker zu schütteln und immer lauter zu schreien. Der Greis kniete nieder, um Erbarmen bittend, der Junge schrie markerschütternd und Helena schaute verwundert auf diesen Ueberfall.

„Was macht Ihr?" fragte sie.

Aber Herr Zaglobe schrie, drohte, fluchte, und setzte die ganze Hölle in Bewegung. Die Fürstin dachte, er habe den Verstand verloren.

„Geh zur Seite", rief er ihr zu, „denn es paßt sich nicht, daß Du dem, was hier geschehen wird, zusiehst." Plötzlich wandte er sich zum Bettelgreise. „Leg die Kleider ab, wenn nicht, so werde ich Dich in Stücke hacken."

Und den kleinen Burschen zu Boden werfend, begann er ihn mit eigenen Händen der Kleidungsstücke zu berauben. Der entsetzte Alte warf schnell Spielinstrument, Quersack und Bündel hin.

„Leg alles ab! Daß man Dich totschlage!" brüllte Zagloba.

Helena hatte sich inzwischen eiligst entfernt, und sich auf einen Baumstamm setzend, wartete sie. Das Heulen des Knaben, das Stöhnen des Alten und Zaglobas Toben drangen an ihre Ohren.

Schließlich verstummte alles. Man vernahm Vögelgezwitscher und das Säuseln der Blätter. Bald erschien Zagloba, auf dem Arme die dem Bettelgreise und dem Knaben entrissenen Kleidungsstücke und in den Händen zwei Paar Stiefel und das Spielinstrument tragend.

Er war sichtlich in ausgezeichneter Stimmung.

„Wenn mich der Sultan nicht zum Pascha oder zum Hospodar der Wallachei macht," sagte er, „ist er ein Undankbarer, denn ich habe zwei türkische Heilige zugerichtet."

„Zu welchem Zwecke aber habt Ihr das getan?" fragte Helena.

„Zu welchem Zwecke? Du verstehst das nicht? Nun, warte, so warte."

Dies sagend nahm er die Hälfte der Gewänder und schlug sich ins Gebüsch. Nach einer geraumen Weile ertönten die Klänge des Teorbans, man vernahm Gesang und dann erschien vor Helenas Augen nicht Herr Zagloba, aber ein echter ukrainischer Bettelgreis, mit einem Star auf einem Auge und einem grauen Barte.

Die Fürstin klatschte in die Hände und zum erstenmal seit ihrer Flucht von Rozlogi erhellte ein Lächeln ihr schönes Gesicht.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr es seid, würde ich Euch gar nicht erkennen. Jetzt begreife ich schon Euer Vorgehen, warum Ihr den armen Teufeln die Kleider abgenommen, und das deshalb, damit wir in der Verkleidung die Reise gefahrloser zurücklegen."

„Das versteht sich. Was glaubst Du? Hier im Dnjepr-Hinterland ist der Aufstand im vollen Gange und der Weg ist nirgends sicher, aber in der Verkleidung werden wir schon nach Zolotanosze gelangen, finden wir Deine Brüder und Hilfe — gut; wenn nicht, so werden wir weiter wandern, bis ins polnische Feldlager, oder wir warten auf den Fürsten, und all dies gefahrlos, denn Bettelgreise haben von Bauern und Kosaken nichts zu befürchten. Selbst unter dem größten Lumpengesindel kann man noch ein Stück Brot verdienen."

„So muß auch ich mich umkleiden."

„Ja, lege den Kosaken ab und verwandele Dich in einen Bauernjungen. Du bist für ein Bauernkind zu fein und ich auch für einen Bettelgreis. Das hat aber nichts auf sich. Die Sonne wird Deine Wangen bräunen und ich werde vom gehen den Bauch verlieren. Kleide Dich schnell um, denn es ist Zeit, aufzubrechen."

Dies sagend, entfernte sich Herr Zagloba, und Helena begann sich umzukleiden. Sie legte den Kosakenrock ab und legte den Bauernkittel, Strohhut und den Quersack an. Zum Glück war der von Zagloba seiner Kleider beraubte Bursche schlank und so paßte ihr alles gut.

Als Zagloba zurückkehrte, schaute er sich aufmerksam um und sagte: „Mein Gott! so mancher Ritter möchte gerne zum Bettelgreis werden, daß ihn nur ein solcher Knabe führe, und einen Husaren kenne ich, der dies bestimmt täte. Nur mit diesem Haar muß durchaus was geschehen."

„Nun, man muß es abschneiden."

„Ja, das muß man. Aber wie?"

„Mit Eurem Säbel. Ich werde mich bei diesem umgestürzten Baumstamm niedersetzen, das Haar werde ich auf den Baumstamm legen, Ihr werdet zuhauen und abschneiden. Nur haut mir nicht den Kopf ab."

„Darum sei unbesorgt. Ich habe mehr als einmal im trunkenen Zustande Kerzendochte abgehauen, ohne aber die Kerzen selbst zu beschädigen."

Helena ließ sich neben dem Baumstamm nieder und ihr üppiges Schwarzhaar quer über werfend, schlug sie die Augen zu Herrn Zagloba empor.

„Ich bin bereit," sagte sie, „haut zu."

Und sie lächelte ihn trübe an, denn das Haar tat ihr leid; auch Herrn Zagloba war nicht besonders gut zu Mute.

„Pfui! Pfui! Es kommt mir vor, daß ich Meister bin und eine Henkerarbeit zu verrichten habe. Bei Gott, ich bekomme eine Gänsehaut. Mach wenigstens die Augen zu."

„Schön," sagte Helena.

Herr Zagloba richtete sich empor, als holte er in den Steigbügeln zu einem Hiebe aus. Die Klinge schwirrte in der Luft und sofort glitten die langen schwarzen Flechten vom glatten Baumstamme zu Boden.

Schön!" sagte jetzt Zagloba.

Das Mädchen stand auf, vergoß einige Tränen aus Kummer über den Verlust ihres schönen Haares, und Herr Zagloba, mit sich selbst unzufrieden, tröstete sie ganz und gar nicht. Er schleuderte den Säbel fort, hing Quersack und Spielinstrument um die Achseln, nahm den Bettelstab in die Hand und sagte: „Das ist nur nicht gut, daß man zu Fuß gehen muß, es gibt aber keinen anderen Rat. Gehen wir!"

Sie schritten fürbaß aus über öde Steppen, dann durch eine Schlucht, sie gingen in einem fort, nur im Schatten eines Gehölzes ausruhend. Der Knabe legte sich auf den grünen Rasen schlafen und der Alte wachte. Sie passierten. Sie passierten auch Sie passierten auch Bäche, und wo es keine Furt gab, dort suchten sie eine solche, am Ufer trug der Alte den Jungen in seinen Armen hinüber. So schleppten sie sich bis zum Abend hin, bis der Knabe am Wege, in einem Eichenwalde, sich niedersetzte, da er keine Kräfte hatte, weiter zu gehen. Herrn Zagloba schien es, als vernähme er Wölfegeheul.

„Das sind Wölfe," sagte er. „In der verflossenen Nacht haben sie unsere Pferde aufgefressen, und jetzt möchten sie uns selbst verzehren. Ich habe zwar eine Pistole unter dem Kittel, weiß aber nicht, ob das Pulver für zweimal reichen wird, und ich möchte nicht auf einer wölfischen Hochzeit als Marzipan dienen. Hörst Du — schon wieder."

Das Geheul ertönte wirklich wieder und schien näher zu kommen.

„Kind, steh auf!" sagte der Alte. „Und wenn Du nicht gehen kannst, werde ich Dich tragen. Aber still! nur still! So wahr Gott mir lieb ist, ich höre Hundegebell. So ist es, das sind Hunde und keine Wölfe. Hier unweit muß das Dorf Demianowka sein, von welchem der Bettelgreis gesagt hat. Gelobet sei Gott."

„Gehen wir!" sagte Helena, die plötzlich frische Kräfte verspürte.

Bald darauf kamen auch wirklich zahlreiche, beleuchtete Bauernhütten zum Vorschein und das Hundegebell ließ sich näher vernehmen.

„Ja, das ist ein Dorf," sagte Zagloba. „Bettelgreise werden überall freundlich aufgenommen, vielleicht bietet sich ein Nachtlager und Abendbrot und vielleicht werden gute Menschen uns weiter fahren. O, was dort für Feuer lodern. Ah, man schmiedet, das ist eine Schmiede. Ich sehe aber auch viel Leute. Gehen wir hin."

Dies sagend, griff Herr Zagloba in sein Spielinstrument, begann zu singen und näherte sich dem vor der Schmiede stehenden Menschenhaufen. Er blickte sich um; es waren dies größtenteils betrunkene Bauern. Beinahe alle hielten Stangen in den Händen; auf manchen dieser Stangen glänzten kantig aufgesetzte Sensen und Spieße. Die Schmiede arbeiteten eben an deren Instandsetzung.

„Eh, ein Bettelgreis! Ein Bettelgreis!" begann man im Haufen zu rufen.

„Gelobt sei Gott!" sagte Zagloba.

„In alle Ewigkeit."

„Sagt Kinder, ist dies das Dorf Demianowka?"

„Ja. Was ist denn?"

(Fortsetzung folgt.)

— Druckfehler. — Wie uns soeben gemeldet wird, ist Herr Bureauvorsteher Tronig den Folgen eines Schlaganfalles erlegen

Fest steht und treu....

Skizze von Kurt Kuechler.

Ich ging über den Deich, es war eine mühsame Arbeit.

Ein ungeheurer Sturm tobte über die Nordsee. Das Meer schwankte wüst und regellos, die Wogen rannten donnernd gegen den Deich, rüttelten ihn, daß er schwankte wie unter einem Erdbeben, brachen zurück und rissen Sand und Rasen mit ins Meer.

In der Marsch verstreut lagen die Höfe, ängstlich hingeduckt unter den breiten Eschen und Eichen, die sich unter den wütenden Griffen des Sturmes beugten und ihre Aeste zornig aneinanderschlugen. Und in den Häusern, hinter den nassen Scheiben, horchten die Menschen bang auf das Donnern der See... Noch hielt der Deich... wehe, wenn die Keulenschläge der See ihn zertrümmerten!

— — — — — — — — — —

Ich trat in ein Gasthaus, das unmittelbar am Deich, bei der alten Schleuse stand. Es schien unter der dunkelgrünen Haube des müden, alten Strohdaches zu schlafen, mitten im Orkan, der an den Scheiben und Türen rüttelte, mitten im Gebrüll der See, die ihre weißen Krallen drohend über den Deich reckte.

Ein uralter Mann wohnt in diesem Haus, allein mit einer Magd. Er ist hundert Jahre alt oder mehr, er weiß es selber nicht genau. Ein Kampfgenosse von 1848 und 1850, ein Streiter für die schleswig-holsteinsche Erhebung, ein Veteran von Idstedt. Er hat einen Enkel im Feld, der führt in Friedenszeiten die alte Wirtschaft.

Jetzt sitzt der Alte tagsüber in einem Strohsessel, dicht beim Ofen, raucht Pfeife, schweigt, liest die Zeitung, schüttelt den müden, alten Kopf über die Wirrnis und Irrnis der Welt, läßt das Blatt sinken und fällt ins Grübeln, Träumen und Schlafen. Nur selten stört ihn ein Gast, die Männer der Marsch sind draußen im Krieg. Ich setze mich zu ihm.

„Das ist ein Sturm, Vadder Thiessen!"

„Ja", sagte er gleichmütig, „das is'n bös langen Wind... wie 1867 ... als der Deich brach..."

Er sank in sein Grübeln zurück. Ich rührte still in meinem Grog, horchte auf die donnernde See und auf das Fauchen im Ofen. Die Magd legte ein paar Stücke Torf nach.

„Das fliegt man blos so zum Schornstein raus", sagte sie. „Man kann nicht gegen an."

Sie stand auf und beugte sich horchend zur Tür."

„Ach!" jammerte sie. „Wenn nur der Deich hält! Haben Sie gehört, daß die Hadtstettermarsch-Schleuse gebrochen ist?... Und bei Marnekoog war eine Springflut und zweihundert Schafe sind zugrunde gegangen. Hören Sie nur!"

Das Haus zittert unter einem anderen gewaltigen Angriff des Sturmes. Die Fensterscheiben klirrten. Man hörte, wie die Wogen dumpf gegen den Deich hämmerten. Der Alte saß neben dem Ofen und schlief. Die Pfeife hing im zahnlosen Mund. Die mageren, gelben Hände lagen auf den spitzen Knieen. Was ging ihn der Sturm an? Mit einem Male machte jemand die Tür auf. Ein Soldat trat ein, groß, breitschulterig, mit rotblond wucherndem Bart. Das Mädchen starrte ihn an, dann schrie sie auf: „Hinnerk!"

Der Alte fuhr erschrocken hoch. Er machte die kleinen Augen weit auf und tastete mit seinen hageren Armen in die Luft. Der Soldat schob das Mädchen beiseite und ging mit schwerem Schritt zum Alten hin.

„Da bin ich, Großvadder! Grad aus Serbien! Vierzehn Tag Urlaub. Es war eine wilde Zeit!"

Er faßte den Großvater, in scheuer Zärtlichkeit, an den Schultern, dann ließ er ihn wieder los und schnallte den Tornister ab. Der Alte schüttelte den Kopf. Sie machen nicht viel Worte, die Menschen hinterm Deich.

„Hinnerk.... Mensch!.... Aus Serbien.... aus Serbien!"

Der Alte sank in sich hinein.... mit halb offenem Mund.... als könnte er das nicht fassen. Da war der Hinnerk, stämmig breit, mit kupferbraun verbranntem Gesicht. Vor einem Jahre stand er noch hinterm Schanktisch. Dann zog er als Landsturmmann in den Krieg, und nun kam er zurück aus — Serbien! Was war das: Serbien? Irgendein Fabelreich.... Da hatte der Hinnerk, der vor dem Kriege kaum über Itzehoe hinausgekommen war, auf die Feinde Deutschlands geschossen.... in Serbien!

Der Urlauber klopfte dem Alten gutmütig die Schulter.

„Na, Großvadder?.... Böse Witterung draußen!"

Der Alte richtete sich auf. Es fiel ihm nicht leicht, die hundert Jahre drückten schwer.

„Böse Witterung, ja.... wenn der Deich nur hält, Hinnerk.... aber er ist nicht kaput zu kriegen, der Deich!" Er machte eine kleine Pause, dann blickte er wieder in haltlosem Staunen an seinem Enkel hinauf: „Mensch... Hinnerk... in Serbien.... bewahre!"

Das gleichmäßige Donnern der See wurde übertönt durch ein schreckliches Krachen. Dazwischen gellte das Pfeifen des Windes und das verzweifelte Rasseln und Schlagen der Ketten an der Schleuse. Das Mädchen rannte hinaus und kehrte sogleich zurück.

„Der Deich!" schrie es jammernd. „Der Deich! Gleich bei der Schleuse!"

Da hob der Alte den Kopf. Die welken Lippen bebten, die weißen Augenbrauen stießen zusammen.

„Der Deich?" schrie er mit einer Stimme, die sich heiser überschlug. „Der Deich? Unser Deich geht nicht kaput! An die Arbeit, Hinnerk!"

Und Hinnerk, der aus Serbien kam und an schnelle Arbeit gewöhnt war, gehorchte. Mit zwei Sprüngen war er draußen.

Da waren schon ein paar Männer an der Deichkuppe, Bauern und Soldaten, Urlauber aus der Front. Der Sturm riß an ihren Kleidern, sie wurden naß von den Spritzern der zerbrochenen Wellen. Mächtig flogen Schaufel und Hacke. Dicht neben der Schleuse zeigte der Deich breite Risse, in denen das Wasser schäumte und strudelte. Immer neue Wellen krachten heran. Wollten freie Bahn schaffen für das brüllende Ungeheuer, das hinter ihnen auf der Lauer lag, immer bereit, sich triumphierend und vernichtend hineinzustürzen in die angstvoll schweigende Marsch. Aber die Soldaten auf der Kuppe waren, gleich Hinnerk, an Schlacht und Kampf gewöhnt. Es machte ihnen nichts aus, ob sie mit geschwungenem Bajonett gegen die Wut der Menschen stritten oder mit Axt und Schaufel, mit Sandsäcken, Aesten, Dornengeflecht und anderem Packwerk gegen die brüllende Gier der See. Sie blieben ruhig und kämpften.

Furchtbar war die Schlacht. Die Nordsee schmetterte ihre ganze Kraft gegen die wunde Stelle im Deich.. Dazu heulte und pfiff der Wind aus den Wolken. Jedoch die paar Männer auf der Deichkuppe rangen mit den rasenden Elementen, keuchten, stöhnten, seufzten unter der Last ihrer Arbeit. Der Schweiß brach ihnen aus allen Poren, die Muskeln strafften sich zum Zerspringen. Aber der Deich wurde fest unter ihren Händen, die Risse schlossen sich, und in ohnmächtigem Grimm schleuderte das Meer seine Bomben und Sprenggranaten gegen den Wall, der nun die Stirn wieder ehern gegen das Meer reckte, trotzig wie nie zuvor.

— — — — — — — — — —

Unter der Tür des kleinen Gasthauses stand der Hundertjährige. Sein weißes Haar flatterte im Wind.

„Habt ihr's geschafft?!"

Die Männer nickten. Schweigend traten sie ins Haus. Als Hinnerk vorbeiging, ein wenig vornübergebeugt, hielt ihn der Alte fest:

„Wußt' ich's doch, Hinnerk... er ist nicht kaput zu kriegen... unser Deich! Ha! Der blanke Hans beißt sich... ha, ha... beißt sich die Zähne aus an unserm Deich!"

Der Enkel sah den Großvater mit weit offenen Augen an. Dann sagte er rauh, mit einer eigentümlich grimmigen Bewegung der Hand:

„Ja, Großvater... und an den Männern, die unsere Deiche bauen... jetzt und immer!"

Schlau.

Maxl und Sepp befinden sich auf dem Heimwege. Beide gelüstete noch so stark nach einem guten Branntwein, aber das Wirtshaus ist schon längst geschlossen, und Max ergibt sich in sein Schicksal. Sepp aber behauptet, sie bekämen heute noch einen sehr guten Schnaps. Der andere schüttelt stumm den Kopf, indes Sepp voraus läuft. Beim Doktorhäuschen bleibt er stehen und läutet fest an. Der Doktor schaut bald darauf mürrisch herunter. „O, Herr Doktor, mein Weib ist so schwer krank, möchten S' nicht nach Holzdorf kommen," heuchelt Sepp.

„Ja, mein Lieber, da ist eine gute Stunde Wegs hin, — hm, ist es denn sehr gefährlich?" erwidert überlegend der Doktor.

„O, Herr Doktor, soviel Leibweh hat s'!" ruft Sepp jammernd zum Fenster hinauf.

„Nun", meint der Doktor, „ich geb' dir jetzt eine Flasche Kognak mit, — das tut's schon fürs erste, morgen komme ich dann schon."

Sepp nimmt die Flasche in Empfang, und im Dunkel der Nacht verschwindend, sagt er zu Maxl: „Gelt, i hab' recht g'habt, ehst unsern Doktor 'naus bringst, kriagst da bös Zeitl, was's gibt!"

Zwei Rosen.

Humoreske von Karl Neuschild

„Der verwitwete Geheimrat Bork war seit längerer Zeit pensioniert. Er hatte sich in der Umgebung eines kleinen Städtchens ein Tusculum geschaffen, wo er sich ganz seiner alten Leidenschaft, der Blumenzucht, hingab. Mit besonderer Liebe befaßte er sich mit der Veredelung von Rosen, und bald erlangte er als Rosenzüchter einen glänzenden Ruf. Seine Tochter Rose führte, unterstützt von einem Dienstmädchen, das Hauswesen. Röschen war ein entzückendes Geschöpf; was Wunder also, daß sich der Predigtamtskandidat, Karl Berner, in sie verliebte. Und sie erwiderte diese Liebe. Für Papa Bork war es freilich noch tiefes Geheimnis, doch da jetzt günstige Aussicht auf baldige Anstellung war, beschloß der Kandidat, öffentlich beim Herrn Geheimrat um Rosas Hand zu werben.

Zur selben Zeit bezog das Nachbargut der neue Besitzer, namens Werner. Auch Werner war ein großer Rosenliebhaber. Um bei der üblichen Antrittsvisite den Geheimrat sicher anzutreffen, avisierte er ihm seinen Besuch. Bei dieser Gelegenheit wollte er gleich die Rosenzucht des alten Herrn besichtigen und seltene Exemplare erwerben.

Papa Bork seinerseits nahm sich vor, dem Gutsnachbarn eine seiner Lieblingsblüten zu verehren.

Am Tage des Besuches meldete das Dienstmädchen Herrn Berner an. Geheimrat Bork hielt natürlich den Eintretenden für den Gutsbesitzer Werner und merkte kaum, daß der Besucher in Frack und Zylinder erschienen war.

„Ah, mein sehr verehrter Herr Werner, da sind Sie ja, das freut mich, freut mich, — bitte nehmen Sie Platz!" — sagte äußerst lebhaft und jovial der Herr Geheimrat.

„Ja, Herr Geheimrat, ja — — o, ich denke Herr Geheimrat ich möchte — — ich wollte — —" stotterte Berner verlegn.

„Ich weiß schon weiß schon," nickte Papa Bork eifrig.

„Ach, Herr Geheimrat, Ihre Rose — — —"

„Natürlich, Herr Werner, natürlich — — — Ich weiß, daß Sie —"

„Ah, Sie wissen schon — — o, Sie machen mich überaus glücklich!" rief hocherfreut der Kandidat.

„Schon gut, mein Lieber! Die Hauptsache ist, daß Sie sie gut hegen und pflegen."

„Aber gewiß, Herr Geheimrat, ich, ich — werde sie — auf — Händen tragen."

Papa Bork schüttelte erstaunt den Kopf.

„O, das ist gar nicht nötig. Geben Sie ihr nur eine Stütze, binden Sie sie an einen Pfahl."

„Stütze — — Pfahl binden — — ja, ja — replizierte der Herr Kandidat mit einem nicht gerade geistreichen Gesicht."

„Entfernen Sie stets alles Welke und Dürre von ihr," riet Papa Bork weiter.

„Welke und Dürre," — wiederholte der Kandidat mechanisch.

„Und dann muß sie im Frühjahr auch beschnitten werden — vergessen Sie das ja — nicht."

„Be — — — be — — — schnitten werden," wiederholte der Kandidat und starrte den Geheimrat wie geistesabwesend an; er glaubte, er wäre plötzlich übergeschnappt. —

„Natürlich müssen Sie sie auch dann und wann — begießen," fuhr der Geheimrat in aller Gemütsruhe fort. — — — — — —

„Be — — be — — gießen — —", tönte es da in höchster Fistelstimme von den Lippen des Herrn Kandidaten.

„Jawohl — von oben mit der Brause," rief der Geheimrat, indem er zur besseren Veranschaulichung dem armen Kandidaten eine mit Wasser gefüllte Vase, die er leer wähnte, über den Kopf goß."

„Brause — — —"; der Kandidat schüttelte sich wie ein Pudel. Jawohl, ihm brauste es auch vor den Ohren. Er sprang auf, rannte ein Tischchen mit Nippes über den Haufen und stürmte zur Tür hinaus.

Der Geheimrat war sprachlos. Da trat lachend seine Tochter Rosa ins Zimmer und eilte schnurstracks au ihren Papa zu, ihn umarmend.

„Gelt, Papachen, du bist doch noch bei Sinnen?"

„Welche Frage, mein Kind?"

„Ja, Herzenspapa, Karl behauptet." — —

„Karl — Karl — wer ist Karl?"

Rosa errötete. — „Nun, der Herr Kandidat Karl Berner, der eben bei dir war, und —"

„Was, Kandidat — Karl — Berner — bei mir?" ragte Papa Bork ganz erstaunt."

„Nun ja," nickte Rosa lachend.

„Berner, Berner — — du meinst wohl — hm hm; — was mag der nur gewollt haben?" murmelte der alte Herr nachdenklich vor sich hin, laut aber fragte er seine Tochter: „Nun, mein Kind, was behauptete er denn?"

„Du habest so konfuses Zeug geschwatzt, daß er —."

„Kon — fu — ses — Zeug! Ja da soll — —", polterte der alte Herr heraus, ndem er mit großen Schritten auf- und abging.

Plötzlich blieb er vor seiner Tochter stehen und fragte etwas kleinlaut:

„Ja aber, mein liebes Kind, — hm — was wollte denn der Herr — Kandidat — von mir?"

„Herr Predigtamtskandidat Karl Berner wollte dich um die Hand deiner Tochter bitten," antwortete Rosa, dabei über und über rot werdend.

„W — a — s, um — deine — Hand? Ach! Und ich habe ihm — — — gute Ratschläge zur — — Rosenzucht gegeben. — —

„Das ist köstlich!" lachte Rosa. „Nun verstehe ich — — Karl, Karl!" rief sie, das Zimmer eilig verlassend.

Einige Augenblicke später trat Hand in Hand ein glückliches Paar in die Stube und der Zufall fügte es, daß gleichzeitig das Ehepaar Werner seinen Besuch ansagte. Da gab es denn viel zu lachen und die beiden Gäste waren die ersten Gratulanten zur Verlobung, die an demselben Abend in fröhlichster Stimmung gefeiert wurde. Geheimrat Bork verehrte dem Gutsbesitzer ein prächtiges Exemplar seiner neuesten Rosenzucht und gab ihm auch die nie fehlenden guten Ratschläge, die vorher an eine falsche Adresse geraten waren. Beide „Rosenbesitzer" sollen mit ihrem „Besitztum" sehr zufrieden sein. —

Merkwürdige Wettbewerb-Umfrage.

Zur Beantwortung der Frage, warum der Hund den Mond anbellt.

„Warum bellt der Hund den Mond an?" Diese Frage hat „Svenska Dageblad" in Stockholm zum Gegenstand eines Wettbewerbes gemacht, der lebhaften Anteil erregt und gegen 100 Einsendungen veranlaßt hat. Manche der Einsender verneinen zwar die Vorfrage und leugnen überhaupt, daß der Hund den Mond anbelle; aber die große Mehrheit ist doch hiervon als von einer Tatsache fest überzeugt. Nur, so meint eine Antwort, ist es freilich im Grunde nicht der Mond, den der Hund anbellt. Seit Urzeiten hat er von seinen Ahnen die Gewohnheit nächtlicher „Korrespondenz" ererbt: er tauscht bei Nacht bellend seine Gedanken mit seinesgleichen aus und hört überdies in der nächtlichen Stille viele Laute, die ihn interessieren oder auch beunruhigen. Um sein Geheul auszustoßen, ist er gezwungen, die Nase in die Höhe zu stecken, und so sei die Vorstellung aufgekommen, als ob er irgend ein besonderes Interesse am Monde nehme.

Eine verwandte Ansicht äußert ein anderer Einsender, der daran erinnert, daß zur Zeit des Neumondes die Raubtiere des Waldes am begierigsten seien und um diese Zeit eine neue Jagdperiode zu beginnen pflegen. Das habe der Wachthund als der treue Gefährte des Menschen natürlich bald herausbekommen, und so habe er sich zur Zeit des Neumondes eine erhöte Wachsamkeit angewöhnt, die er durch reges Bellen bekundet. Bei den Hunden, die jetzt keinen Wachtdienst mehr versehen, wirkt dann die altererbte Gewohnheit noch fort. Auch ein alter Jäger meint, natürlich sei es nicht der Mond selbst, den der Hund anbellt, sondern es seien die Schatten und die Reflexe, die bei klarem Mondschein hervorträten, wodurch er beunruhigt würde; und dazu komme noch der Umstand, daß in klaren mondhellen Frostnächten sich der Laut viel weiter und leichter verbreitet. Der Hund hört also mehr, als zu anderen Zeiten, er hört auch viele Stimmen anderer Hunde, erwidert ihnen und kommt schließlich in eine Art von Aufregung, die er nicht mehr überwinden kann und die sich in der endlosen Fortsetzung seines Geheuls äußert.

Auch nach der Meinung einer weiteren Einsendung ist es nicht der Mond, sondern es sind die Wolken, gegen die sich das Gebell des Hundes richtet. Die Mondnacht ist dem Hunde unheimlich. Er weiß, daß es Nacht ist, und er weiß, daß die Nacht dunkel zu sein pflegt. Jetzt sieht er aber z. B. eine Katze mit einem großen breiten Schatten neben sich springen. Das ist mystisch. In Oesterreich pflegt man zu sagen: „Der Hund bellt den Mond an, weil er sich vor dem Schatten fürchtet." Die ungewohnten Erscheinungen der Mondnacht macht auch ein anderer Hundefreund für das Geheul verantwortlich. Dem Hunde ist es bekannt, daß, wo Licht ist, auch Wärme ist. So weiß er's von der Sonne, so kennt er's vom Feuer. Hier ist nun aber Licht und keine Wärme: das verwirrt ihn, beunruhigt ihn, regt ihn auf und bringt ihn zum Heulen. Es fehlt nicht an Antworten, die das Gebell des Hundes gegen den Mond auf psychologische Regungen von ähnlicher Art wie die des Menschen zurückführen wollen. Das geheimnisvolle Licht der Mondnacht, ihre eigentümliche Stimmungsmacht, die verwandelte Erscheinung der Welt: all das wirkt nach den Vertretern dieser Ansicht auf die Hundeseele ebenso wie auf die Men-